

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 2

Artikel: Zur Psychologie des Franzosen
Autor: Fonlupt-Espéraber, Jacques
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

brauch der Provinz, der Kolonien — und der Schweizer. Die Erbschaft der Volksfront, der Richtlinien.

Erinnern wir an jene offensichtliche Tatsache: die Bezeichnungen „Rechts“ und „Links“, „Reaktion“ und „Fortschritt“ sind nicht ein für allemal auf dieselben Köpfe und dieselben Anschauungen geschrieben. Ein Traditionalist kann eines schönen Morgens als feuriger Revolutionär, ein Sozialist als versteinerter Reaktionär aufwachen. Was die Stellung der Lehren und Parteien bestimmt, ist ihr Platz in der historischen Perspektive. Aber diese Perspektive ändert sich. Die großen Geschehnisse der Geschichte bewirken, daß sie sich in regelmäßigen Abständen umkehrt.

1798 stand in der Schweiz der Französischen Revolution ein Konsortium Unzeitgemäßer gegenüber. Die Patrizier, aber auch die Englisch-Liberalen, die Anhänger der Aufklärungsphilosophen, die Bewunderer Rousseau's, alle, die der Berufung der Generalstände, ja der Verkündung der Republik zugejubelt und die die Ausschreitungen des Terrors und der Diktatur Robespierres erschreckt und abgestoßen hatten. Diese Leute hatten nur eines gemeinsam, ihren aus Furcht, Entrüstung, Haß entstandenen negativen Willen: „Wir wollen von dem nichts wissen bei uns“. Daneben verab-scheuten sie einander, zankten sich und verschworen sich mit dem Ausland wie vorher. Einzig ein großer, auf rechtzeitigen Reformen fußender Aufschwung hätte es möglich gemacht, einen Widerstand zu leisten, der vielleicht siegreich abgelaufen wäre. Aber es ist unmöglich, einer Revolution zu widerstehen, wenn wir in den Linien bleiben, die diese Revolution hinter sich gelassen hat: wir widerstehen ihr nur, wenn wir uns in die gegenüberliegenden Linien stellen, in die entgegengesetzten Linien, von denen aus wir sie offensiv bekämpfen können. Die Reaktion liegt hinter der Revolution, die Gegenrevolution liegt vor ihr.

Zur Psychologie des Franzosen.

Von Jacques Fonlupt-Espéaber.

Von meinem Balkon aus betrachte ich im Lichte des sinkenden Tages die schneeglikernden Pyrenäen. Gegen Westen senken sich die weichen Linien der Rhone dem nahen Ozean zu. Über ihren Gipfel führt die spanische Grenze. Wie nah ist sie!

Und doch nicht so nah, daß nicht zwischen dieser Grenze und dem kleinen bearnischen Städtchen, in dem ich mich aufhalte, noch eine zweite Grenzlinie durchführte. Wenige Meilen weiter leben Menschen einer anderen Rasse; sie sprechen eine Sprache, die mit der alten langue d'oc nichts gemein hat; sie rühmen sich einer großen Vergangenheit; sie sind stolze Basken und erklären sich kühn als Edelleute. Selbstverständlich dünken sie sich besser als die Bearner, und die Bearner ihrerseits fühlen sich selbstverständ-

lich über die Basten erhaben. Und dennoch haben sie oft schon brüderlich in denselben Reihen nebeneinander gekämpft und auf allen Schlachtfeldern, auf denen Frankreichs Geschicke umkämpft wurden, achtlos und verschwenderisch ihr kostbares Blut vergossen.

Dieses Beispiel, dem viele ähnliche zur Seite gestellt werden könnten, bringt uns eine erste und tiefe Wahrheit nahe: unser Vaterland ist nicht auf dem Prinzip der Rasseneinheit aufgebaut.

Da leben Basken, Bretonen, Elsäßer, Korsen, Flamen, Katalanen, Leute, die die *langue d'oc* und solche, welche die *langue d'oïl* sprechen, Menschen verschiedenster Sprachgewohnheiten und Traditionen, im Stolz auf die oft stürmische Vergangenheit ihrer Provinzen einander ähnlich, durch Handel, Heirat oder Eroberung im selben Lande vereinigt. Manche unter ihnen sind erst seit wenigen Jahrhunderten Franzosen und haben hartnäckig den fortgesetzten Bestrebungen der nationalen Einigung Widerstand geleistet. Sie alle aber sind sich heute in gleichem Maße und mit demselben kräftigen Willen ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich bewußt.

Immer wieder erkennen wir: die Einheit Frankreichs beruht eben auf innerer Zustimmung. Das erklärt, wie rasch der gebürtige Ausländer, der sich aus freien Stücken in die französische Gemeinschaft begeben hat, ein Glied dieser Gemeinschaft wird. Und trotz des widersprechenden Scheines ist die französische Einheit ungespalten: sie baut sich auf dem gemeinsamen Willen zum Zusammenleben auf.

Dadurch ist freilich die Rolle des Staates eingeschränkt; er hat das Werk der Geschichte nicht zu vollenden. Keine Rassenpropaganda, keine Polizeiaktion ist notwendig, um eine Einheit aufrechtzuerhalten oder zu stärken, die von innen her nicht bedroht ist. Die Herde ist vollzählig; sie versammelt sich aus eigenem Instinkt; kein Schäferhund und kein gewalttätiger Hirte treibt sie zusammen.

Dieses Gefühl einer in der Tat vollzogenen und im Gedanken vollendeten Einheit erklärt die tiefe Abneigung des Franzosen gegen den Geist der Eroberung. Sogar nach dem schwer errungenen Siege, als das Elend der vielen verwüsteten Provinzen einen Wunsch, die umkämpfte Grenze weiter nach Osten zu rücken, verständlich gemacht hätte, zeigte sich die überwiegende Masse unserer Volksgenossen jedem Versuche der Aneignung fremder Länder abhold, ja feindlich gesinnt.

Die Franzosen erheben keine territorialen Ansprüche mehr; sie sind aus natürlicher Friedensliebe pazifistisch — und auch, weil sie bei ihrer vollkommen erfüllten Zusammengehörigkeit in einem Kriege keinen anderen Zweck mehr erblicken können als den der Verteidigung ihrer Grenzen. Das Gefühl aber, daß das französische Großreich und seine Grenzen mit den Grenzen und dem politischen Gedanken Frankreichs eins seien, hat sich bei der Mehrzahl unserer Bürger überhaupt erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit entwickelt.

An den Reichsgrenzen aber berühren sich für ihr nationales Gefühl Himmel und Erde.

Wir stoßen in dieser Beschränkung auf eine verhängnisvolle Schwäche und finden darin die wahre Erklärung jenes Schwankens der französischen Außenpolitik, das unsere Freunde im Auslande so oft als störend empfinden.

Es ist sehr schwierig, dem Durchschnittsfranzosen klarzumachen, daß ein in einer entgegengesetzten Ecke Europas oder gar der Welt sich vollziehendes Ereignis durch die damit verbundene Gleichgewichtsstörung tatsächlich die Sicherheit des Landes bedrohen könnte. Bauern, Arbeiter, Handwerker, Kleinbürger begreifen nur schwer, daß ein Gewitter über der Donau oder der Weichsel schließlich als Sturm über die Rhône, die Seine oder die Garonne hereinbrechen kann. Aber auch manche gebildeten und gelehrten Männer, solche sogar, die in unseren politischen Versammlungen oder in den Regierungen sitzen, sind mit dieser Kurzsichtigkeit geschlagen.

Die Aufgabe der Leiter unserer politischen Geschicke findet sich dadurch ungemein erschwert. Es genügt nicht, daß die Regierenden die Notwendigkeit gewisser Einstellungen erkennen und sich in unerquidlichen Kämpfen zu entsprechenden Entschlüssen hindurchringen — sie müssen nach vollzogenem Beschlusse ihre Entscheidung auch noch gegenüber einer ungenügend unterrichteten Meinung rechtfertigen. Den Männern, welche ihr Amt dem Vertrauen ihrer Mitbürger verdanken und die leider nur zu oft in eine schwierige Stellung zwischen ihrem Auftrag und der Rücksicht auf ihre Wähler geraten, liegt daher die Verpflichtung eines wahrhaften Erziehungswerkes ob. Denn es ist leichter für den Gewählten, die sanft ansteigende Straße, auf welcher er die Durchschnittsmeinungen seiner Wähler vertritt, zu gehen, als die Anhänger auf rauhen Wegen so weit zur Höhe zu führen, bis er ihnen bestenfalls in der Nähe, meist wohl aber nur in weiter Ferne, die Gefilde zeigen kann, in denen das Heil des Vaterlandes wohnt.

Unausführbar ist die Aufgabe jedoch nicht. Wenn auch leider allzu viele Franzosen tatsächlich den Sinn für internationale Politik nicht besitzen, so ist ihnen doch in hohem Maße das Gefühl für nationale Ehre eigen. Die Ereignisse des September 1938, deren demütigende Erinnerung noch so viele Gewissen belastet, widersprechen dieser Feststellung nicht.

Wenige Franzosen verstanden im damaligen Augenblick, daß unmittelbarstes Lebensinteresse das Land zur Annahme des Kriegsrisikos, zur Verteidigung der Integrität tschechoslowakischen Gebiets zwang; in den Augen der meisten schien im Gegenteil weder das gegenwärtige noch das zukünftige Schicksal unserer eigenen Landesgrenzen durch die Ereignisse im Osten gefährdet zu sein. Außerdem hatte aber eine geschickt abgestimmte Propaganda eingesetzt — und zur Ehre einiger Franzosen möchte ich glauben, daß sie durchaus uneigennützig betrieben wurde; diese Beeinflussung und ganz besonders der durch den Bericht Runciman veranlaßte trügerische Hinweis auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker hatten in den breiten Volksmassen die Ansicht aufkommen lassen, die deutschen Forderungen ließen

sich, so unbefriedigend sie erscheinen mochten, dennoch durchaus rechtfertigen. Wenn das deutsche Vorgehen auch Anstoß erregte — die Erinnerung daran bleibt unverwischt —, so wollten die Franzosen sich doch einer Politik der Aufopferung anschließen, sofern hierdurch Europa der Frieden gesichert würde.

Allerdings hatte man sie davon überzeugen müssen — und das war Sache der Presse und einiger Politiker —, daß Frankreich nicht durch sein Wort gebunden war. Andererseits hätte es tatsächlich genügt, wenn die Regierung dem Lande eindeutig erklärt hätte, daß nicht zu umgehende Verpflichtungen es an die Tschechoslowakei bänden, um das Volk trotz seiner tiefen Abscheu vor dem Kriege dazu zu bestimmen, einem solchen Rufe ernst und entschlossen zu folgen.

Denn eins ist gewiß: wie mangelhaft auch ihr Sinn für auswärtige Politik entwickelt sein mag, die Franzosen werden ohne Vorbehalt ihrer Regierung folgen, so oft es gelten sollte, eine von ihr eingegangene Verbindlichkeit einzulösen.

Freilich übersehen wir die Klippen einer solchen Situation keineswegs. Wieviel einfacher gestaltet sich die Aufgabe für den Führer eines totalitären Staates, dem schon in Friedenszeiten uneingeschränkte Macht zu Gebote steht, wie sie Frankreich kaum im Kriege zu gewähren gewillt ist. Mag er sich auf die Vorrechte der Rasse, auf das Raumbedürfnis junger, zukunftsreicher Völker oder auf die Notwendigkeit der Sicherung gewisser strategischer Positionen berufen, mag er an die Leidenschaft nationaler Größe appellieren oder seinem Volke die Reichtümer eines Nachbarstaates als Beute vorspiegeln, immer wird er Gehorsam finden, wenn auch vielleicht nicht immer Verständnis. Aber das ist eben das Eigentümliche der Demokratien, daß sie behaupten, Menschen zu regieren, indem sie sie als Menschen behandeln.

Lange wurden die Lenker der französischen Politik in ihren Aufgaben durch die Auswirkungen der Völkerbundsinstitutionen unterstützt. Darin lag in der Tat nicht der unerheblichste Vorteil des Paktes, daß gewisse internationale Verpflichtungen eine juristische Form erhielten und in einem Lande, in dem die Bereitschaft für juristisches Denken in so hohem Maße vorhanden, ja fast bis zum Erzeß ausgebildet ist, von den Bürgern die Einhaltung abgeschlossener Verpflichtungen leicht gefordert werden konnte, um ihre Zustimmung zu einem politischen Akte zu erwirken.

Die Schwächung der Genfer Institutionen hat dieses Mittel seiner Wirkungskraft weitgehend beraubt.

Aber durch eine Art Kompensation tragen die extensiven Aktionen der totalitären Staaten selber in täglich steigendem Maße zur politischen Erziehung der breiten Massen Frankreichs bei.

Der Anschluß Österreichs, gefolgt von der Einverleibung der Sudetenländer, die Errichtung eines deutschen Protektorates über Böhmen und Mähren, die Besetzung Memels, endlich die Eroberung Albaniens haben eine

Atmosphäre steigender Unruhe geschaffen. Der Geist Frankreichs, der sich zu allen Zeiten der Logik und Klarheit verschreibt, suchte eine vernunftmäßige Erklärung für diese in so kurzen Zeitabständen erfolgten Gewaltakte. Er konnte sie nicht finden. Die Gründe, die ihm die Reden der Hethetrenden Machthaber lieferten, schienen ihm widersprechend und unbefriedigend. Seine Aufmerksamkeit wurde durch die Wahrnehmung gefesselt, daß einer jeden dieser geographischen Veränderungen feierliche Erklärungen völliger Zurückhaltung für die Zukunft vorausgegangen und gefolgt waren, deren keine nachträglich gehalten wurde. Seine traditionelle Indifferenz den Ereignissen gegenüber, die seine Landesgrenzen nicht unmittelbar betreffen, hat seither einem unaufhaltsam wachsenden Mißtrauen Platz gemacht. Die Franzosen haben auf diese Weise gelernt, daß eine Erschütterung im Osten Europas eine direkte Gefährdung der Sicherheit ihrer eigenen Heimstätten bedeuten kann, und daß keine Konzession und kein Opfer imstande wäre, diese Bedrohung zu beseitigen.

München hat sie in dieser Hinsicht aufgeklärt. Die Regierung hatte seinerzeit, als sie die Eingliederung der Völkerschaften deutscher Zunge und deutscher Gefühle in das Reich anerkannte, einen schlagenden Beweis ihres Friedenswillens und ihrer Bereitwilligkeit, gewisse Aspirationen zu verstehen und sogar zu unterstützen, gegeben. Die Nutzlosigkeit der damaligen Opfer ist heute offenkundig. Die Nation hat die Überzeugung gewonnen, daß jede neue Konzession, weit davon entfernt, die ersehnte Eintracht mit den Achsenmächten herzustellen, nichts anderes als die allmähliche Abdankung Frankreichs zur Folge hätte.

Diese Evolution der französischen Psychologie wurde noch durch andere Überlegungen unterstützt.

Der Franzose von heute ist wenig zur Betreibung politischer Propaganda im Auslande geneigt, wenn er sich auch anschickt, in Bälde den 150. Jahrestag seiner Revolution zu begehen. Er kümmert sich herzlich wenig um die Lebensformen und die politischen Gepflogenheiten seiner Nachbarn. Aber wie skeptisch er sich zeitweilig auch stellen möge, er hängt doch leidenschaftlich den Gedanken der abendländischen Kultur an. Er wird alle Massendisziplin nicht anders verstehen können als vom Standpunkte der Ehrfurcht gegenüber dem einzelnen Menschen, seiner Unabhängigkeit, seiner Würde.

Als Berufsjurist kenne ich nur zu gut die Unvollkommenheiten unserer politischen Organisation. Es scheint mir jedoch, daß der Franzose wirksame Garantien für seine Freiheit besitzt, wie die wenigsten andern Länder sie bieten. Die in fast hundertjähriger Rechtspflege entwickelte Berufungsmöglichkeit wegen Rechtsmißbrauch oder Rechtsverweigerung ist die kennzeichnendste dieser Garantien. Jedermann, der sein Recht durch eine, wenn auch der Form nach korrekte Handlung einer öffentlichen Behörde verletzt glaubt, kann durch dieses Mittel beim Staatsrat um ihre Annullierung einkommen. Der Staatsrat aber ist beauftragt, die Handlung in ihren Motiven zu untersuchen und festzustellen, ob sie in Übertretung der Prin-

zipien administrativer Moral geschehen war. Der Staatsrat genießt gegenüber der öffentlichen Gewalt eine vollständige Unabhängigkeit.

Aber der Franzose besitzt nicht nur äußere Garantien für seine Freiheit; sein Sinn, sein ganzes Wesen ist auf sie gerichtet und hängt ihr unverbrüchlich an. Er bedarf ihrer Segnungen für sich und seine Freunde: ihr Wert für die anderen ist ihm ohne weiteres verständlich. In seinen Augen rechtfertigen weder Abstammungs- und Rassenunterschiede, noch politische Meinungsverschiedenheiten und religiöse Überzeugungen eine Diskrimination unter Gliedern der gleichen nationalen Gemeinschaft. Wohl hat er die früheren Kämpfe nicht vergessen; er ist auch bereit, sie zu begründen und bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen. Aber er betrachtet die Vergangenheit als endgültig erledigt und tot. Auf einer gemeinsamen Basis haben sich inzwischen alle Franzosen, auf verschiedenen Wegen aus verschiedenen Richtungen kommend, getroffen, und eine gleiche Verständigung vereinigt sie jetzt; gewisse wesentliche Werte sind heute unbestritten anerkannt. In dem Maße, als man sie sich zu eigen macht oder sie ablehnt, fügt man sich der ausgesprochen geistigen Gemeinschaft Frankreichs ein oder schließt sich davon aus.

Das genügt wohl, um zu erklären, wie gewisse fremde Einstellungen die große Mehrheit der Franzosen verletzen. Sie können nicht fassen, daß Menschen, weil sie durch ihre Rasse, ihr religiöses Credo, ihre politische Doktrin sich von den Herren, die sie regieren, unterscheiden, darum verfolgt, mißhandelt oder auch nur einfach schlecht behandelt werden. Eine solche Haltung gefährdet in ihren Augen das gemeinsam übernommene Erbgut der Menschheit und beeinträchtigt selbst ihre eigene Menschenwürde.

Das Schlagwort von der „Wahrheit hüben“ und vom „Irrtum drüben“ klang ihnen lange wie bittere Ironie. Sie hatten Mühe zu glauben, daß Flüsse oder Gebirgsketten zwischen Menschen desselben Zeitalters so wesentliche Unterschiede und so unvereinbare Gegensätze schaffen konnten. Heute meinen sie aber, daß diese Unterschiede durch menschliche Absicht künstlich ins Leben gerufen wurden, und daß ein tragisches Wollen den Zusammenhang gleichwertiger Kulturen zerreißt. Sie fürchten, daß in Zukunft durch die Schuld Einzelner die Völker sich nicht mehr untereinander verständigen können, und die Vangigkeit, die die Leute von Babel bedrückte, ergreift jetzt auch sie.

Aus diesem Gefühl heraus scharen sich die Franzosen jetzt, ungeachtet ihrer unterschiedlichen politischen Meinungen, um die Männer, welche die Geschicke des Landes leiten. Die Macht der Parteien in unserem Lande vermag denn doch nicht, unsere Volksgenossen daran zu hindern, sich in ernstesten Stunden wieder selbst zu erkennen und zusammenzuschließen.

Wenige Parteien sind übrigens ausgesprochen organisiert, und ihre Doktrinen sind sogar oft so schwankend, daß man ihre entscheidenden Züge nur durch das von ihren Gegnern entworfene verzerrende Spiegelbild einigermaßen genau erfassen kann. So gibt es gewisse Gesichter, deren Züge

erst in der Karrikatur hervortreten. Auch haben Männer, die in der französischen Politik erste Rollen gespielt haben, wie Poincaré, Briand, Laval, Tardieu, niemals einzelnen Parteien angehört, oder sie waren zumindest in den höheren Graden ihrer Karriere aus ihnen ausgetreten. Die Wirkung der bedeutenden Männer ist in Frankreich von ausschließlich persönlicher Natur. Werden ihre politischen Anfänge auch oft durch ihre Zugehörigkeit zu irgend einer bestimmten Gruppe getragen, so kann man doch sagen, daß ihre Persönlichkeit sich sehr bald aufschwingt und die Organisation und Disziplin der Parteien überragt. Diese Parteien erscheinen vorzugsweise im Rahmen des Parlaments, wo aus technischen Gründen — für die Auswahl der Kommissionen zum Beispiel — die Verteilung der Deputierten oder Senatoren in die verschiedenen Gruppen erforderlich ist. Solche Formationen aber entsprechen auch nur sehr unvollkommen den nominell organisierten Parteien, und die Parlamentarier gehen, manchmal sogar ohne ihre politische Farbe zu wechseln, leicht von einer Gruppe zur andern über.

Im Lande selbst sind es weniger die Parteien als die großen Gedankenströmungen oder der Zug der Leidenschaften, die die Menschen untereinander zusammenführen oder abstoßen. Wer das Staatswohl über alles erhebt, stemmt sich denen entgegen, welche an den Vorrang der Gerechtigkeit glauben: die Kinder des neuen Geistes widersehen sich den Anhängern der Tradition, die Verfechter der Freiheit den Vorkämpfern der Ordnung, die Verkünder der Völkerverbrüderung den Nationalisten, die Revolutionäre den Konservativen. Die ganze Geschichte der Dritten Republik bestätigt die lebendige Beständigkeit dieser Gegensätze. Es ist aber nützlich, zwei Dinge in ihrer Tatsächlichkeit zu erfassen: einmal die Beobachtung, daß die Stellung der Einzelnen in diesen Strömungen sehr oft von Abstammung und politischer Zugehörigkeit unabhängig ist, und ferner, daß, trotz ihrer mitunter zu reißender Wildheit anwachsenden Gewalt, die Fluten doch die breiten Massen der Bevölkerung nicht mitreißen.

Nur zu oft zwar sondern sich die leidenschaftlichen Elemente des Landes in zwei feindliche Lager. Professionelle Agitatoren hegen sie heftig gegeneinander auf; einige haben sogar in ununterbrochen verderblicher Tätigkeit eine wie die andere Seite bearbeitet. Zwischen beiden Gruppen aber ruht die ungeheure Masse der Bürger, die das Gleichgewicht des Landes sichern.

Da sind Männer aller Kreise, in der Mehrheit jedoch Landleute, Arbeiter, Handwerker, Kleinbürger, Zugehörige freier Berufe, die instinktiv eine ausgleichende Rolle spielen, indem sie, je nach dem Gebot der Stunde, das Gewicht ihrer Massenüberzeugung nach den Richtungen, die nach einer heute überholten Sprachgewohnheit mit links oder rechts bezeichnet werden, verlegen. Ein aufmerksames Studium der französischen Wahlen seit dem zweiten Kaiserreich bis zu unserer Zeit erweist sich in dieser Beziehung als höchst aufschlußreich.

Übrigens kennen ja alle, die einen Begriff vom wirklichen Leben in unseren Provinzen haben, die Stabilität des französischen Wesens. Sie erhält sich in fortwährend erneuerter Gleichgewichtskorrektur, durch welche, auf Zeiten fieberhafter Tätigkeit und scheinbarer Verwirrung, Zeiten der Ruhe und Befriedung folgen.

Es läßt sich natürlich leicht behaupten, daß das Land in einheitlicherer Entwicklung des kollektiven Lebens seinen Vorteil fände und der Schein der Ungeordnetheit vermieden werden könnte, der so oft unsere Freunde an uns irre macht und den unsere Feinde — nicht alle sind im Auslande — so gerne gegen uns ausnützen. Wohl wäre es zu begrüßen, wenn man die Institutionen verbesserte und damit alle Unregelmäßigkeiten in ihrer Schwankungsbreite einschränkte. Aber damit ist der tosende Strom unseres politischen Lebens noch nicht in glattes Gewässer verwandelt und fließt noch keineswegs zwischen regelmäßigen, geraden Ufern ruhig dahin.

Und daß wir es abschließend nur gerade heraus sagen: uns ist Frankreich gerade so recht, wie es ist.

Aber freilich, Reformen sind notwendig. Politische Reformen einmal; denn wie gewaltig könnte der nationale Wille sich im Kräftespiel geregelter Institutionen ausdrücken, anstatt sich in unzählige kleine Wirbel aufzulösen! Soziale Reformen ebenfalls; die gegenseitige wirtschaftliche Befehdung gewisser Kreise der besitzenden Klassen, die den Staat durch die Macht des Geldes, und gewisser proletarischer Elemente, die ihn durch den Druck der Masse zu beherrschen trachten, muß in Lösungen, welche das Billigkeitsempfinden und die materiellen Möglichkeiten gleichermaßen berücksichtigen, ihre Befriedung finden. Und endlich moralische Reformen; sähe doch ein Land, das der Gefahr des Geburtenrückganges keinen Widerstand entgegensetzte, bald seine materielle Stärke und sein moralisches Ansehen dahinschwinden.

In alledem ist aber Frankreich eine große, eine herrliche Heimat. Seines eigenen Wertes bewußt, anerkennt es als der seinen gleichwertig auch die Würde der anderen Länder, seien sie nun groß oder klein. Weil es um seine Kraft weiß, versucht es nicht, sich in seinem Urteil durch „Rassenqualität“ über ein anderes zu stellen. Weil es auf eigenem Grund und Boden die Achtung vor dem menschlichen Eigentum pflegt, weigert es sich, Andersgearteten beleidigende Mißachtung zu zeigen.

Frankreich ist ein Volk unter den andern Völkern. Es kennt seine eigenen Schwächen und kennt auch die eigene Größe. Es kennt die Schwächen und kennt die Größe der anderen. Es verachtet nicht und will nicht richten: es möchte die Hand bieten.